

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 121 (1980)

Artikel: Nidwaldner Portraits
Autor: Wyrsch, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nidwaldner Portraits

von Prof. Dr. Jakob Wyrsch mit Zeichnungen von Dr. Robert Durrer

Die Obwaldner sind im Nidw. Kalender für 1979 eines fast sträflichen Versehens wegen nicht zu Bild und Wort gekommen. Es gehört sich nun, dies gut zu machen, indem ein Ur-Obwaldner im Kalender für 1980 allen andern, Hiesigen und solchen aus der befreundeten Fremde, voranschreitet und, wie gleich zu lesen, versteht er Schritt und Tritt besonders gut.



Also raschen Schritts durch den Kernwald hinauf zu den Obwaldnern, denn dort erwartet uns ein Waschecht-Eingeborner und nicht wie im letzten Kalender zwei zugewandte, aber sehr Beinahe-Obwaldner. Landammann *Paul von Moos* (1853—1920) stammt selbstverständlich von Sachseln und hat zeitlebens dort gewohnt. Dies weiss zum Voraus auch ein Nidwaldner, denn anders

könnte es gar nicht sein. Nur dass er in «Staatschreibers»-Haus zeitlebens gewohnt hat, nur durch den Bach von der Kirche getrennt, dies weiss vermutlich heute kein Nidwaldner. Sein Vater war aber 1848—1852 Eidg. Staatsschreiber und kehrte dann nach Sachseln zurück, und darum der Name des Hauses. Und dass vor dem Haus ein «Holzbrüggli» über den Bach zur Kirche hinüberführte, wissen vielleicht nur die Sachslers. Und dass dieses schmale Brüggli sich so bequem zu Abstimmungen eignete, weiss vielleicht nur einer oder noch eher eine Obwaldnerin. Denn es wurde einfach gezählt, wer über das Brüggli ging. Also jeweils zwei Beine, die gehen konnten, ein Auge, das beobachtete, einer, der in der Schule zählen gelernt hatte, genügte und auf Papier, Papier, Papier, Druck, Druck, Druck wie heute konnte verzichtet werden.

Paul von Moos war nun ein leutseliger Mann, guter Sänger, guter Schütze, eifriger Militär, und solche Leute sind gesucht für die Aemter. 1886 wurde er als Direktor der eben gegründeten Kantonalbank von Obwalden gewählt, damals noch im Haus Dr. P. A. Ming — wir kennen ihn vom Nidwaldner Kalender 1974 her — am Dorfplatz Sarnen, wohl nur wenige Zimmer, dies genügte in jener Zeit für eine Kantonalbank in Sarnen wie auch in Stans auf der Mürgg. 1889 wurde er schon in die Regierung gewählt und zwischen 1903 und 1909 war er dreimal Landammann. Aber das Politische lag ihm nicht recht, lieber war ihm das Militärische — er war Oberstleutnant — und das Bankwesen. Deshalb trat er 1910 als Regierungsrat zurück und widmete sich nur der Kantonalbank, die nun gerade in jenen Jahren ein grosses eigenes Gebäude erhielt, also noch vor Stans, die aber damals ins Rathaus gezügelt hatte.

Paul von Moos wird nun von allen, die ihn gekannt haben, gerühmt als sehr liebenswürdig, humorvoll, immer gut aufgelegt, als guter Ratgeber, den jeder aufsuchen konnte, auch wenn die Angelegenheit weder mit Regierung, noch mit Bank zu tun hatte, und es

wurde ihm genau geraten, was richtig war. Ist zu dieser offenen Art seiner Familie von Moos noch etwas hinzugekommen? Einmal im Laufe des letzten Jahrhunderts wanderte eine Familie Gianella aus Dazio, hoch im Livinental, nach Obwalden ein und trieb Handel mit Landesprodukten, wie früher jeweils gesagt wurde, und freundete sich sehr rasch mit den Landsleuten an. Als Stanser Schulbuben hörten wir immer wieder von den «Tschinells» in Obwalden und ihrer Geselligkeit und Fröhlichkeit erzählen und konnten uns keinen Reim darauf machen, wer das war. Aber seit wir alte Leute wissen, dass Paul von Moos die Felizitas Gianella geheiratet hatte und, seit wir uns erinnern, dass wir nach Schluss des zweiten Weltkriegs in der Wirtschaft zur Kaplanei in Kehrsiten eines der jüngern Glieder der Gianella als fröhlichen Wirt gesehen hatten in weissen Hosen und mit roter Bauchbinde italienische Lieder singend, wissen wir Nidwaldner um die frohe Art dieser «Tschinells» Bescheid. Und ist die Art nun durch die Frau Felizitas, als sie den auch schon frohen Paul von Moos heiratete, in allem noch gesteigert worden? Fast könnte man so etwas meinen, wenn wir daran denken, wie eine Tochter als «Tante Marie auf der Frutt» von den Hotel-Gästen in der halben Schweiz herum gerühmt wurde. Und die Tochter Hedwig verh. Egger, dichtete, schriftdeutsch und in Mundart, und gab ein gern gelesenes Bändchen heraus, nicht als dichterische Pflicht, sondern nur weil es ihr nun einmal drum war. Einer, der weitere Geschlechterfolgen andern Namens kennt, wird finden, auch dieses frohe Temperament sei übernommen worden.

Während 34 Jahren ging Paul von Moos zu Fuss von Sachseln nach Sarnen und zurück, täglich bei jedem Wetter. Dies ist gut, denn beim Schreiten kommen die guten Gedanken, dies haben die alten Philosophen schon gesagt, während man mit der Bahn zu schnell am Ort ist, und im Auto aufpassen muss und nicht denken darf, und im Flugzeug kommt immer wieder ein Befehl, was zu tun ist. Der Weltüberblicker Pfr. J. J. von Ah, Sachseln-Sarnen hatte darum recht, dass er im Nidw. Volksblatt die drei Fussgänger pries: den Bankdirektor Paul von

Moos, den Eisenhändler Robert Haas und den Buchbinder Fridolin von Ah. Sie verkörperten das goldene, das eiserne und das papierene Zeitalter. —

Längst fällig ist es, dass der Kalendermann auf die Mürgg geht, an Theater, Friedhof und Archiv vorbei, drei Gedenkstätten für Unterschiedliches, denn wen trifft er im Kapuziner-Kloster und im Kollegi? Einen Pater, hochgewachsen, geradeauf, mit dunklem Haar und Bart, ernst, gemessen, klug in Blick und Miene, seiner selbst sicher, aber nicht herrisch und nicht auf Beifall aus: Es



ist *P. Sigisbert Regli*. Dem Geschlechtsnamen nach weiss jeder, der die Schweiz kennt, dass er aus Ursern stammt, jenem kargen Hochtal, wo die Täler und Pässe von Uri und aus dem Livigno, dem Oberwallis und dem Surselva sich kreuzen und ihre vier Sprachen mitbringen. Und doch bleiben die Ursener immer sie selbst und es verschmelzen sich nicht die Sprachen und nicht der vierfach verschiedene Volksschlag. Die Ursener sind Ursener und bleiben es und, wer sie einmal droben kennen lernte, erkennt sie nachher überall im Schweizerland.

1873 wurde jener, der hier im Bild zu sehen ist, in Adermatt geboren als Sohn ei-

nes Kleinbauern, wurde als Karl getauft, selbstverständlich zur Erinnerung an den grossen Hl. Carlo Borromeo in Mailand, der ja auch den Gotthard nach Andermatt überschritten hat, lernte von jung auf schaffen, von Frühling bis Herbst drunten auf dem Talboden, der nicht gerne viel hergibt, und im Sommer auf der schönern Alp. Als er einmal als Schulbube einen Gespannen frug, was dieser werden wolle, und die prompte Antwort erhielt: «Kapuziner», habe er sofort beigestimmt, dies wolle er auch. Ein Kloster gibt es zwar in Andermatt nicht, aber die Kapuziner mussten nach einer alten Vorschrift dort Pfarrei und Gottesdienst besorgen, so dass der Entschluss des kleinen Karl wie selbstverständlich war. Oder kam etwas anderes noch hinzu? P. Bernhard Christen, auch einer aus Andermatt und auch Kapuziner, wurde als erster Schweizer 1884 in Rom zum Ordensgeneral gewählt. Er versah dieses wichtige Amt derart gut, dass er nicht, wie in den Ordensregeln vorgesehen, nach 6 Jahren zurücktreten musste, sondern mit Apostolischer Erlaubnis 24 Jahre dieses schwere, wichtige Amt versah. 1909 starb er als Titular-Erzbischof von Staupolis. Also ein gutes Beispiel für einen geweckten und gescheiterten Andermattener Buben.

Der Knabe Karl Regli kam als Schüler schon ans Kollegi und wurde also 1890 als P. Sigisbert — Name weist über die Oberalp hinüber ins Bündnerische — Kapuziner-Pater und kam 1898 als Lehrer der 5. Klasse wieder ins Kloster und Kollegi in Stans. Aber was wir Buben als Studentli und auch später noch gar nicht wussten und es erst nach seinem Tode erfuhren: Er war vielleicht der Allererste oder wenigstens einer der ersten, den 1896 die Ordensprovinz Schweiz an die Universität Freiburg im Uechtland schickte, um dort den Doctor phil. für alte Sprachen und Germanistik zu erwerben. Aber warum nur als «lic. phil.» stand er in spätern Jahresberichten des Kollegi? War er etwa im Doctor-Examen durchgefallen? Lächerliche Frage für jeden, der ihn gekannt hat. Er musste 1898 bereits als Lehrer an das Kollegi in Stans, um seinen Platz an der Universität dem P. Magnus Künzli zu überlassen, der ausgerechnet auch in Stans Lehrer

gewesen war und nun den Doctortitel erwerben sollte.

War er ein strenger Lehrer. Er galt es etwas, aber war es doch nicht. Er nahm seine Aufgabe nur ernst, duldete keine Allogria unter den Schülern, suchte sich auch nicht beliebt zu machen mit Witzen und Anbiedern, aber wies uns nicht streng zurecht, wenn wir Dummheiten machten und strafte nicht. Meist blieb er die Stunde über hinter dem Pult sitzen, sprach ruhig gleichmässig, liess sich im Reden nie einfach gehen, sondern hielt auf Klarheit im Denken und Sprechen und verlangte scharfes Mitdenken. Aber was er gelehrt, dies verstanden wir nachher in Sinn und Gehalt.

Es war also nicht zu verwundern, dass ihm später Ordenswürden, die ebensosehr Bürden waren, übertragen wurden, nämlich Provinzial der Schweiz. Nach Ablauf der Amtszeit kam er nochmals für wenige Jahre ans Kollegi Stans zurück, auch Rektor in Appenzell war er. 1932 aber wurde er als Generaldefinitor des Ordens in Rom gewählt, also der zweite aus Ursern, der dort ein hohes Amt zu tragen hatte. Nach der sechsjährigen Amtszeit wünschte er ins Kloster in Solothurn zurückzukehren und versah dort noch manches bescheidenere Amt, teils im Auftrag, teils auf eigenen Wunsch. Hochbetagt starb er 1959. —

Reg.-Rat *Carl Gut* (1872—1920) war in seinen Mannes-Jahren jeden Tag immer zur gleichen Stunde pünktlich zu sehen. Täglich von Zwölf bis Eins standen die Drei vor der Türe der Molkerei Zelger zusammen, und zwar genau von Zwölf bis Ein Uhr, denn damals wurde mit der grossen Kirchen-Glocke um Elf zu Mittag geläutet und man gehorchte dem Geläut und ging zu Tisch und um Ein Uhr begann man wieder in Schule, Werkstatt und Haus mit der Arbeit. Getreu hielten die Drei fest auf den Stufen zur Molkerei: Carl Gut mit der Deutschen Zigarre im Mund, Louis Spichtig den Brissago-Stengel keck aufwärts — siehe sein Bild in Kalender für 1977 — und der Zelger-Sepp, der Haus und Molkerei besass, im Arbeitskittel, ob mit Stumpfen im Mund oder nicht immer, bleibt unerinnerlich. Genau eine Stunde redeten sie miteinander, wohl weniger vom

Wetter und gar nicht vom Weltlauf, aber über Regierung und Dorf gaben sie wohl ihre Meinungen preis, gute und abschätzig. Dann schlug es an der Kirchturm-Uhr Eins und jeder ging wieder an seine Arbeit, der eine gegen das Steinmättli, der andere gegen den Dorfplatz und der Dritte wieder ins Haus hinein.

Wäre Carl Gut in seiner Bubenzeit so etwas prophezeit worden? Sicher nicht, denn seine Schwestern und Basen hatten einen Vers auf ihn gedichtet und sangen ihn vor: «Carl Gut ist ein Verächter des Weiber-Geschlecht, Eine Kapuzinade die wär ihm grad recht».

Ganz ziellos schien der Spruch nicht, denn als er nach Schulabschluss nach Faido geschickt wurde um tüchtig Italienisch zu lernen, sei er jeden Tag ins dortige Kapuziner-Kloster gegangen und erst abends in sein Logis zurück, weil er sich bei den Kapuzinern und ihrem Tun und Studieren besonders wohl gefühlt habe. Und dennoch trat er nicht in den Orden, sondern heiratete sogar zweimal, zuerst Anna Stockmann von Sarnen, die ihm zwei Töchter schenkte, aber als jung schon starb. Er ging später eine zweite kinderlose Ehe ein mit Anna Wild von Frauenfeld. Zu einem mehr geistlichen Amt und Leben liess er sich also nicht verlocken, das Weltliche und das Rechnen passten besser zu ihm. Er gründete nun in seinem Vaterhaus an der Nägeli-Gasse ein kleines Bankgeschäft, was es damals in jedem grössern Ort gab, und wozu ein Schreibpult — damals galt es als gesundheitsfördernd, an einem hohen Pult stehend zu schreiben — und einige Stühle und ein kleiner Kassaschrank vollauf genügten. Abschränkungen und ähnliches Zeug brauchte es nicht, denn man kannte ja seine Kunden, sass ihnen gegenüber und wusste, was man sich von ihnen zu versehen hatte. Auch die Verwaltung und die Rechnungen des Kantonsspitals an der Nägeli-Gasse hatte er derart im Eckzimmer 2. Stock besorgt. Er konnte also wenigstens die Strasse hin alles vom Fenster aus erblicken und war mit ein paar Schritten auch selbst dort, wenn nötig.

Hatte er deshalb auch Lust nach Landesämtern? Vielleicht, doch darnach gesucht und sich aufgedrängt und vorgesorgt hatte er



nicht. Darum gab es eine Enttäuschung, als er zum ersten Mal an der Landsgemeinde vorgeschlagen wurde. Aber es ging nur ein Jahr und da hat der Landammann, trotzdem er nicht einmal von seiner Partei war, ihn als Landsäckelmeister vorgeschlagen, denn es brauche für das Amt einen, der rechnen könne, und da gelte für Carl Gut: «Er chas guet, er tuots gärä und es stah't wohl a». Wie es sich gehört, wurde ein derart Vorgeschlager einstimmig gewählt, und über den Amtstitel hat er sich nicht geärgert, ganz im Gegenteil. So wurde nun im Eckzimmer 2. Stock auch die Landesrechnung erstellt, von Hand und im Einmann-Betrieb, so war es damals. Es genügte fast noch in den ganz schlimmen Jahren 1914—18 des ersten Weltkriegs, denn der Gemeinderat an der Mürg hatte damals mehr Sorgen.

Carl Gut hatte aber auch, was damals selten war und auch zur Landesrechnung nicht ganz passte, sehr Freude an der Musik und galt als ausgezeichnete Klavier-Spieler, obgleich er nie an einem Konservatorium gelernt hatte. Wenn er des Rechnens überdrüs-

sig war, ging er rasch hinab ans Klavier, und dann tönte eine Sonate durch das Haus und neugestärkt stieg er wieder nach oben.

Leider war ihm ein zu kurzes Leben vergönnt. Schon während des Kriegs 1914—18 begann ein hartnäckiges Leiden und, als es doch nachher wieder aufwärts ging und alle aufatmeten, erlag er 1920 diesem Leiden.

Doch nun kehren wir Stans den Rücken, gehen hinunter zum Alpnacher-See und hindurch durch den viel-durchlöchernten Lopper ins festfreudige Hergiswil: Und wer begegnet uns da, welch grosser kräftiger Mann, mit scharfem Blick, das schwarze Haupthaar mit strammem Scheitel und mit kräftigem breitem Bart? Es ist der Engesch-Migi *Remigi Blättler* (1871—1938). Ein eingeborener



Hergiswiler ist er und seine Frau Katharina geb. Blättler ist es, man kann sagen, doppelt. Er begann wohl als Bauer, aber stieg die Aemter empor, wie es sich für einen gescheiten Bauern, der etwas versteht und seine eigene gute Meinung hat, gehört. Stieg auf zum Gemeindeschreiber, Gemeinderat, Gemeindepräsident, Ratsherr, Regierungsrat, als liberal selbstverständlich, wie es zu einem Hergiswiler passt. In der Regierung versah er später das Militärdepartement, denn für die damals 13 Reg.-Räte gab es nicht 13 Departemente. Der eine oder andere musste zunächst zufrieden sein und war es in der Regel auch, dass er mitraten durfte und seine Meinung gezählt wurde. War er Offizier? Vielleicht ja, vielleicht nicht. Aber damals verstand auch ein gescheiter Unteroffizier etwas vom Militärten und Kriegführen, und es brauchte nicht unzählige Kurse und Konzepte, um der Wort-Mode hier etwas Ehre anzutun. Dass er aber kein Querkopf in der Regierung war, sondern auch gegenteilige Meinung anhörte und prüfte und jenachdem gelten liess, ist anzunehmen. Auf Photos, die etwa bei den eher seltenen Ausflügen der Regierungsräte aufgenommen wurden, ist er jeweils auch dabei, während andere fehlen, und an Haltung und Miene ist zu sehen, dass er mit Lust gesellig dabei ist und sich über keinen ärgert, weil der auch da sitzt.

Balz Flury (1874—1961), in ganz Stans und weitherum gesehen und bekannt, wuchs als Bauer auf dem untern Wirzboden auf. Seine Mutter aber habe gerne etwas gehandelt und geschäftet und, da ein Sohn bekanntlich eher der Mutter als dem Vater nachschlägt, ist es nicht verwunderlich, dass auch er Gefallen daran fand. Verheiratet mit der Schwester von Raymund Wagner im Höfli steckte er das Bauernwesen auf und baute an der Stansstader-Strasse, Nähe des Höfli, ein Haus, keine Villa, nichts Protzig-Auffallendes, sondern in ländlich-gewohnten Formen, unten ein Laden, darüber aus Holz zwei Wohnungen und ein Gärtchen daneben. Dies geschah noch vor dem Weltkrieg 1914—18. Er wirkte nun als das, was man früher Geschäftsagent nannte, heute hört man diesen Titel kaum mehr und gibt es diese Tätigkeit kaum mehr, denn die Banken ha-

ben dieses Geschäft an sich gezogen. Aber damals kam ein Geschäftsagent vielen Leuten sehr gelegen. Denn ohne viel Papierverschleiss und Formularen und Verpflichtungen und Garantien besorgten sie das, was andere nicht recht bewerkstelligen konnten oder was sie nicht gern selber taten. Aber auch für Aemter waren sie sehr gesucht, nicht gerade für die Regierung, aber es gibt in Gemeinde und Korporation Aemter weniger auffälligen Grades, die man einem Vertrauenswürdigen überlässt, weil sie bei der Ausübung eines Berufs nur gestört hätten. So wurde Flury bald Genossenschreiber, dann langjähriger Genossenvogt, und dabei kam er mit vielen Leuten zusammen und lernte die grossen Wälder und Rieder der Herren Genossen von Stans genau kennen, um sie richtig und gut zu verwalten.

Und alles dies besorgte und berechnete er pünktlich in einem kleinen Zimmer seines Hauses, an einfachem Pult, nach gutem Bedacht und Rechnen, von Hand mit echter Tinte auf Papier geschrieben und ohne den Maschinenpark und das Gerümpel, ohne was ein heutiger Büro-Mensch nicht auskommen zu können meint.

Zu seinem Leid verlor er seine Frau, die ihm Kinder geschenkt hatte, zu früh. Wie soll nun ein Witwer eine Schar kleiner Kinder erziehen? Dies geht meist über die Fähigkeit eines allein gelassenen Vaters hinaus. Aber in nächster Nachbarschaft, beim Eingang in die Tottikon-Gasse gab es das ehemalige Cattani-Haus. Dort führten die Witwe Stofer, die Familie stammte von Schwarzenberg, und die Witwe Cattani-Stofer und die Tochter Sophie Stofer den einfach-friedlichen Haushalt, und der Sohn und Maler Oskar Cattani kam jeweils von der Akademie in München und Florenz für die langen Ferien und später fand auch der blutjunge Lehrer Josef Stähli hier Unterkunft. Es ging nicht hoch her in diesem Haushalt. Aber alle verstanden einander gut und nach dem Nachtessen sassen sie zusammen in der Stube und plauderten, und gelegentlich wurde auch die am Tisch befestigte Strickmaschine — ein beliebtes Instrument damals — etwas in Gang gesetzt. Aus dem Nachbarhaus kam aber auch jeden Abend der junge Uhrmacher Wilhelm Achermann, denn er galt

als verlobt mit der Tochter Sophie Stofer. Und diese war eine lebhaftere, einfallreichere, stets bereite Tochter. Hat sie doch 1902 auf der Stanser Bühne die Hauptrolle der Fabiola im Drama des jungen Hans von Matt — auch er ist im Kalender für 1978 im Bild zu sehen — mit lebhaftem Temperament gespielt.



Wir damaligen Buben fuhren erschreckt zusammen, als sie, verärgert über einen Ausspruch der ganz braven Sklavin Syra, einer heimlichen Christin, ein Stilett quer über die Bühne nach ihr warf. Aber die Fabiola-Stofer warf so geschickt, dass der entblösste Arm der Syra nur gerade gestreift, aber nicht verletzt wurde, und wir Buben atmeten auf und bewunderten.

Doch der Bräutigam Wilhelm litt nun an einer unheimlichen, unheilbaren Krankheit und auf eine Hochzeit musste verzichtet werden. Doch die Treue hielten sich die Beiden und er kam jeden Abend, solange sein Zustand es noch erlaubte, ins Cattani-Haus, um zusammen zu sein und das Gesicht der Sophie schien beglückt.

Vermutlich erst Jahre später hat dann der Witwer Flury-Balz sich angefreundet und hat die nun allein gebliebene *Sophie Stofer* (1871—1952) geehlicht. Kinder hatten sie nicht mehr, aber sie war nicht das, was man sich beim Wort Stiefmutter vorstellt. Sie war den Kindern wie eine richtige Mutter und hat sie gut erzogen. Zum zweiten Mal wurde aber der Balz Witwer, doch Greis und Griesgram wurde er nicht. Wie eh und je zu Grossvater Leonz Stöckli Zeiten — oder Urgrossvater sagt man heute besser — sass er nun nach dem Mittagessen mit Sattler Flury und dem Schuhmacher Lussi-Sepp, beide aus der Nachbarschaft, zusammen, im Winter auf dem Mäuerchen des Ottikon-Gartens an der Sonne und im Sommer auf dem Bänklein vor der ehemaligen Schreiner-Werkstatt Stöcklis im Schatten, und sie schmauchten Pfeife oder Stumpfen. Sie karteten sicher nicht etwas aus um andere zu ärgern. Höchstens darf man vermuten, dass sie zwischenhinein nach dem Hin- und Her-Raten über das Wetter etwas lästerten, über etwas, was ihnen im Dorf nicht gefiel, und dies darf jeder.

Es gehört sich, dass wir zum Schluss von 1980 etwas ennet-dem-Wasser gehen, also nach Buochs zunächst. Früher wenigstens, als man noch zu Fuss schritt, hat es sich dann gehört, dass irgendwo, meist in einem Wirtshaus, auch eingekehrt wurde. Und wenn man um das ehemalige Landammann-Haus herum auf den Dorfplatz einbog, lud die schöne, grosse «Krone» bereits zur Einkehr ein. Und wenn gar «Kronen»-Louis zufällig vor der Türe stand, war es menschenunmöglich, bloss vorbeizugehen. *Louis Odermatt* (1855—1920) war Erz-Buochser und in Benehmen, Auftreten und Reden war er genau das, was mit dem Wort «gastfreundlich» gemeint ist, weder dienerisch, noch herrisch, weder aufdringlich, noch gleichgültig, sondern ganz genau gastfreundlich, so dass man nicht aus Pflicht oder des Durstes wegen oder gar aus Trunksucht, sondern als Gast einkehrte und bewirtet wurde, ob man nun viel oder weniger ass und trank. In der Erker-Ecke am runden Tisch konnte man abends die Buochser Genossen sehen und hie und da ein Wort auffangen, das uns Stansern als Lob oder Tadel oder Warnung zu Gute kam, kurz,

man verliess die Gast-Stätte mit dem alten Spruch: Ich bin nicht umsonst hiehergekommen und eingekehrt.

Der Bruder des «Kronen»-Louis besorgte im untern Stockwerk damals die Eidg. Post, und auch die Pferde-Post Stans-Buochs und zurück hielt dort. Die beiden Brüder Oder-



matt konnten also in Eintracht unter dem gleichen Dach wohnen, denn jeder hatte seine Tätigkeit, die dem andern nicht in den Weg kam. Hatten sie auch noch im Hinterhaus das «Kronen»-Bier gebraut? Einstmals wohl, denn dies tat noch mancherorts ein Wirt. Doch die grossen Brauereien in den Städten, machten ihnen das Existieren schwer. Es gab oder gibt vielleicht heute noch einige uralte Leute, die fanden das selbstgebraute frische Bier sei besser gewesen als das von weither zugeführte.

Kein Wunder, dass der «Kronen»-Louis beliebt war, nicht zuletzt bei den Kindern, denn er begegnete keinem auf dem Platz, dem er nicht etwas Leckeres zusteckte. Wie es sich für einen Gastwirt schickt, hatte er zwar seine politische Meinung, eine liberale, wie es sich für einen Buochser schickte, aber

ein Eiferer und Aemtli-Jäger war er nicht. Auch wenn er nicht Wirt gewesen wäre, hätte er vermutlich keine Lust dazu gehabt. Einige wenige Aemter musste er wohl übernehmen, und das Bild im Kalender stammt von einer Sitzung der Ersparniskassa-Gesellschaft im «Engel» in Stans am 22. März 1914. In guter Gesellschaft sitzt er dort mit

Pfarrer Berlinger und Pfarrhelfer Flühler von Stans, Kantonsrichter Flühler von der Wilgasse und Zahnarzt Paul Hess von Stans, ein Obwaldner ist also auch dabei und andere nicht Gezeichnete kämen noch dazu. Selbstverständlich Louis Spichtig, der Verwalter der Kasse, also nochmals ein Obwaldner, beide im Kalender für 1977 zu sehen.

E niuwe Tag

Es geistered e niuwe Tag
dri obe-n-i dr Heechi,
wo glii scho dure Näbel mag,
durab i iisi Neechi.

Etz uif und flingg as Pfeister stah,
de chaisch das Wunder gschaije.
De Zagge-n-und de Firne nah
isch scho dr Himmel blaije.

Dä Tag, wo etze uiferstahd,
was will er ebbe bringe,
wo d'Fiisteri dr hinne lahd
und d'Amsle lahd la singe.

E Freid, das heiter Liichte z'gseh,
am Bärg das goldig Fiire,
bi jedum Schnuif und eister meh
das Glick vom Läbe z'gspiire.

J.v.M.